

1. Kein Tag zum Sterben

Der elfte März dieses Jahres war kein Tag zum Sterben. Nach einem nicht enden wollenden und überaus schneereichen Winter war über Nacht der Frühling gekommen und mit ihm die Sonne. Einige jungfräulich weiße Wolken ließen den Himmel noch blauer scheinen, als er war, und das Thermometer stieg von Stunde zu Stunde. Jetzt, kurz vor Mittag, herrschte auf dem Karlsruher Marktplatz buntes Treiben, alles schien erwacht, befreit, jedermann hatte plötzlich gute Laune, und selbst die Geräusche klangen heute lauter und fröhlicher als sonst. Ein leichter Wind trieb die Düfte vom Blumenmarkt über den Platz.

Die Uhr der Stadtkirche begann eben, träge zwölf zu schlagen, und fast hätte man glauben können, sogar die Glocken hätten heute einen weicheren Klang als in den langen, dunklen Monaten. Geschäftige Menschen liefen kreuz und quer über den Platz, von der Bank zum Rathaus, vom Kaisergarten in Richtung Schloss, und lächelten sich gegenseitig an wie Verbündete. Einige versprengte Touristen suchten das in sonnigem Gelb leuchtende Barock-Schloss in der völlig falschen Richtung. Auf den Stufen vor der Rathhaustür formierte sich eine fröhlich schwatzende Protestversammlung zum Gruppenfoto. Eine S-Bahn fuhr an und vertrieb mit energischem Klingeln eine Horde lärmender Schulkinder von den Schienen. Irgendwo in der Nähe wurde ein schweres Motorrad angelassen. Das Geräusch entfernte sich rasch.

Kaum jemand achtete auf den kurzen, spitzen Schrei, und die wenigen, die ihn wahrnahmen, dachten vielleicht, eines der herumtollenden Kinder wäre der Urheber gewesen. Erst nach Sekunden, nur sehr allmählich, richtete sich die Aufmerksamkeit auf die schlanke junge Frau in schwarzem Kleid, die in unnatürlich verrenkter Haltung zu Füßen des Marktbrunnens in einer langsam größer werdenden Blutlache lag.

Erst bildete sich ein kleiner Menschauflauf, der zögernd anwuchs, und um den großen Brunnen herum breitete sich Stille aus wie ein kalter Schatten.

Ein Herr mit graumelierten Schläfen trat atemlos hinzu.

„Machen Sie bitte Platz. Ich bin Arzt.“

Er ging neben der Frau in die Hocke und prüfte den Puls an ihrem Hals. Dann schüttelte er den Kopf und richtete sich wieder auf, ohne den ratlosen Blick von der am Boden Liegenden zu wenden.

Jemand sprach leise und sehr aufgeregt in ein Handy.

Augenblicke später kamen vom nur wenige Schritte entfernten Revier Innenstadt zwei Uniformierte gelaufen und begannen mit roten Gesichtern, die Zuschauer zurückzudrängen. Der Arzt flüsterte etwas, was niemand verstand, und trat zurück.

Nun wurden natürlich noch mehr Passanten aufmerksam und verhielten ihren Schritt. Aus der Ferne hörte man ein Martinshorn rasch näher kommen. Das lange schwarze Haar der Frau, die vermutlich, nein offensichtlich, tot, ja ermordet war, umrahmte ein schmales Gesicht, das vielleicht schon blass gewesen war, als der Tod ihm noch nicht die Farbe geraubt hatte.

Ihr linkes Bein war ausgestreckt, das rechte angewinkelt. An einem Fuß trug sie einen leichten Schuh mit hohem Absatz, auch dieser schwarz wie alles an ihr, der andere Schuh lag etwa einen halben Meter entfernt am Rand des Brunnenbeckens. So, als hätte sie ihn im letzten Augenblick ihres Lebens von sich geschleudert, um wenigstens ihn zu retten.

Urplötzlich, als wäre ein Bann gebrochen, begannen die Herumstehenden zu diskutieren, aufeinander einzureden. Als wäre ein Gebot, in Gegenwart von Toten zu schweigen, mit dem letzten Kopfschütteln des Arztes aufgehoben worden.

„Da kommt die Kripo!“ Eine stämmige Frau in mittleren Jahren mit kräftiger Stimme wies auf zwei Zivilfahrzeuge mit Blaulicht auf dem Dach, die sich vorsichtig durch die Menschen drängten und unmittelbar vor dem sandsteinfarbenen Brunnen zum Stehen kamen. Ein Schwarm Tauben flatterte verstört davon.

„Blond“, sagte der Zeuge mit Bedeutung in der Stimme. „So rötlich blond war der Mann. Ganz kurze Haare hat er gehabt, und groß war er. Einsfünfundachtzig vielleicht. Ist ja praktisch direkt an mir

vorbeigelaufen, dieser Kerl. Natürlich hatte ich zu dem Zeitpunkt noch keinen Schimmer, was ...“

„Wo haben Sie noch mal gestanden?“ Kriminaloberkommissar Thomas Petzold, der in dem in der Sonne bratenden silber-grünen Kleinbus schwitzte, schob eine grobe Skizze des Marktplatzes über den Klapp Tisch, die er eben angefertigt hatte.

„Da“, erklärte der Mann, der Bankangestellter sein mochte oder ein Beamter aus dem Rathaus. Er nahm seinen feierlich wirkenden Hut ab, wischte sich über die Stirn und deutete mit einem sehr sauberen Zeigefinger auf eine Stelle vor den Stufen der klassizistischen Stadtkirche. „Ungefähr da habe ich gestanden. Ich hatte den Wagen ins Parkhaus gestellt, in der Kreuzstraße, und wollte hinüber ins Café, meine Frau wartete auf mich. Sie hat heute leider ihre Mißgrüne, wegen der plötzlichen Wärme vielleicht, und deshalb war ich ein klein wenig in Eile. Es ist ja ein solches Kreuz mit der Parkerei in dieser Stadt, und dann musste ich auch noch stehen bleiben, weil die S-Bahn losgefahren ist. Und genau in diesem Moment, hier ...“, der Zeigefinger rutschte um einige Zentimeter nach Osten, „hier ungefähr ist der Bursche dann an mir vorbeigelaufen. Was rennt der so, habe ich mich noch gefragt, was hat der Mann es denn so eilig bei diesem schönen Wetter, nicht wahr. Und außerdem, er hat so etwas im Blick gehabt, wie soll ich sagen, irgendwie hatte ich eben gleich das Gefühl, mit dem stimmt etwas nicht.“

„Blond, circa einsfünfundachtzig.“ Petzold machte sich eine Notiz. Der Zeuge benutzte entschieden das falsche Rasierwasser. Und er schien merkwürdigerweise überhaupt nicht zu schwitzen in diesem Brutkasten. „Was hat er angehabt?“

„Wenn man immer zur rechten Zeit auf so etwas achten würde, nicht wahr. Aber wann weiß man schon, dass jetzt der rechte Zeitpunkt ist? Helle Jeans, würde ich sagen, nicht gerade übermäßig sauber, als wäre er ein Handwerker, ein Kraftfahrzeugmechaniker vielleicht, jedenfalls jemand, der mit den Händen arbeitet. Und dazu ein T-Shirt, ein grünes, glaube ich. Darüber so eine leichte gesteppte Jacke ohne Ärmel und mit vielen Taschen, Sie wissen

schon. Auch diese hell und nicht besonders sauber. Und Sportschuhe. Könnte ich dann endlich gehen? Sie wissen, meine Frau ...“

„Hat der Mann irgendwas in der Hand gehabt? Eine Waffe vielleicht?“ Petzold verschwieg, dass die Frau durch Messerstiche gestorben war. Einer von hinten, zwei weitere von vorn. Tausend Leute waren in der Nähe gewesen, und nicht einer schien den Mord beobachtet zu haben. Jedenfalls hatte sich bis jetzt kein brauchbarer Augenzeuge gemeldet.

„Eine Waffe? Nein. Er hatte gar nichts in der Hand.“

Das Messer hatte man bisher nicht gefunden. Der Täter musste es mitgenommen haben, was äußerst merkwürdig war und auf eine Tat im Affekt hindeutete. Jeder Mörder, der halbwegs bei Verstand ist, versucht, so rasch wie nur möglich seine Waffe loszuwerden.

Der Zeuge setzte würdig seinen Hut auf, nur um ihn sofort wieder abzunehmen und seufzend den Kopf zu schütteln. „Nein. Keine Waffe. Obwohl, wenn ich so darüber nachdenke, er könnte vielleicht doch die eine Hand in einer Tasche seiner Jacke gehabt haben. Aber bitte verstehen Sie, alles ging so schnell. Nur eine halbe Sekunde, höchstens, und schon war der an mir vorbei. Und wer achtet denn in einer solchen Situation darauf, was einer in der Hand hält, nicht wahr. Hoffentlich ist diese Bahn bald weg, habe ich bei mir gedacht, damit ich endlich hinüber kann, zu meiner armen Frau. Und so etwas nennen die hier also eine Fußgängerzone, dachte ich noch. Ich bin nämlich ein Freund der Tunnellösung. Irgendwo habe ich einmal gelesen, wenn alle Straßen aufs Schloss zulaufen und man an jeder Ecke von einer Straßenbahn angefahren wird, dann sei man hier. In Karlsruhe.“

„Jetzt gehen Sie, Ihre Frau beruhigen, und anschließend melden Sie sich bitte im Polizeipräsidium beim Erkennungsdienst, damit wir ein Phantombild machen können von dem Mann, den Sie gesehen haben.“ Er schrieb Namen und Telefonnummer des zuständigen Kollegen auf einen Zettel und gab ihn dem Zeugen, der inzwischen doch ins Schwitzen gekommen war.

„Was hältst du von dem?“, fragte Petzold seinen Kollegen Schilling, der neben der offen stehenden Schiebetür des Wagens saß und

still zugehört hatte. Schilling, Oberkommissar wie Petzold, war einen Kopf kleiner und fast zwanzig Kilo leichter, wenn man den Gips abrechnete, den er zurzeit am linken Bein trug. Früher hatte er einmal einige Semester Jura studiert, weshalb viele Kollegen ihn für einen Intellektuellen hielten. Manchmal sogar er selbst.

Schilling zog eine schiefe Grimasse. „Warten wir ab, was die restlichen Zeugen sagen. Es sind ja weiß Gott genügend Leute in der Nähe gewesen. Wo bleiben eigentlich die anderen? Müssen wir wieder alles alleine machen?“

„Birgit ist in Ossiland. Ihre Oma ist letzte Woche gestorben, und sie wollte zur Beerdigung. Aber die müsste eigentlich jeden Moment kommen. Und Hirlinger ist ja aus Prinzip nie da, wenn's was zu tun gibt.“

„Habt ihr zwei eigentlich Krach? In letzter Zeit habe ich den Eindruck, du und Birgit, ihr redet kaum noch miteinander.“

„Vermutlich der Stress“, seufzte Petzold. „Und es nervt einfach, wenn man abends auch noch eine Kollegin um sich hat. Dauern wird man an die Arbeit erinnert. Und wenn man nicht aufpasst, dann redet man auch noch ständig drüber.“

„Man tut sich eben nicht mit einer Polizistin zusammen“, meinte Schilling achselzuckend. „Ist doch klar, dass das nicht gut gehen kann.“

Der nächste Zeuge war ein stämmiger Student mit sonnigem Gemüt, dunklem Teint, schwarzem Kraushaar und deutlichem bayerischem Akzent.

„Physik, sechstes Semester“, erklärte er, warf einen sachverständigen Blick auf Petzolds Skizze und legte den Finger auf eine Stelle etwa zwanzig Meter südlich vom Tatort.

„Da. Auf der Terrasse von den *Hebelstub'n* bin ich g'sessen und hab auf mein Weißbier g'wartet. Direkt gesehen hab ich aber eigentlich nichts, weil, der Brunnen hat mir die Sicht versperrt. Aber der Mann, der wollt da wen treffen, das war sonnenklar. Erst ist der da so rumg'standen, als wär er zu früh dran, und dann, auf einmal, ist er losg'laufen. Als hätt er jetzt den entdeckt, auf den

er die ganze Zeit g'wartet hat. Ich hab ihn dann aus den Augen verloren, und dann ist da auf einmal dieses G'schrei g'wesen. Ich hab aber halt nix g'sehen wegen dem verflixten Brunnen und diesen Japanern ...“

„Japaner?“ fragte Petzold. „Welche Japaner?“

„Na, da ist doch so eine Gruppe g'wesen. Japaner, Chinesen, Koreaner, die sehn ja alle gleich aus. Und die sind da beim Brunnen g'standen, und da kommt der Mann auch schon zurück, kreidebleich ist der auf einmal, rennt an mir vorbei mit so einem ganz glasigen Blick, steigt in seinen BMW und fährt fort. Wie der Teufel ist der los. Und richtig käsweiß ist der g'wesen.“

„Ein BMW sagen Sie?“

„Ein Z3, so grünlich irgendwie und mit 'nem Stich ins Blaue. Baden-Badener Kennzeichen.“

Petzold notierte sich die Beschreibung des Unbekannten, den der Student beobachtet hatte: Alter Mitte vierzig bis fünfzig, angegrautes, kurz geschnittenes, aber noch volles Haar, schlank, etwa einsachtzig groß, ein dünner hellgrauer Mantel über legerem, teurem Anzug, blanke, leichte Schuhe. Die Beschreibung passte auffallend gut auf den Arzt, der den Tod der Frau festgestellt hatte.

Ein Messer hatte der Mann nicht bei sich gehabt, da war sich der bayerische Student sicher. Und über die Asiaten, die bisher noch niemand erwähnt hatte, wusste er nichts weiter zu sagen, als dass sie mit dem Rücken zum Brunnen gestanden hatten, sodass sie vom Mord selbst vermutlich nichts bemerkt hatten, obwohl sie nur wenige Meter vom Tatort entfernt waren.

Petzold legte den Stift an die Lippen. „Wie lange hat das ungefähr gedauert, bis der Mann zurückkam?“

Der junge Mann kniff mit wichtiger Miene die Augen zu Schlitzeln und sah hinaus auf den Platz. „Wie lang? Tja ... halbe Minute? Oder länger? Schwer zu sagen. Aber ...“

„Aber?“

„Also, da bin ich mir jetzt nicht ganz sicher. Wie ich den wieder g'sehen hab, da hat er grad die Hand unter seinen Mantel g'schoben, als müsst er was verstecken. Und ich könnt mir sogar

einbilden, da ist Blut dran g'wesen. Hab mich noch gewundert, was mit dem los ist. Wie der gegangen ist, so – wie soll ich sagen – wie einer, der's verdammt eilig hat, sich aber nicht traut zu rennen.“

Petzold blätterte seinen Notizblock um und sagte sein Sprüchlein auf, der Zeuge solle sich bitte umgehend im Präsidium beim Erkennungsdienst melden. Der andere war sichtlich begeistert von dieser aufregenden Perspektive.

„Ist des a Hitz'n da drin“, ächzte er, als er sich erhob. „Habt's ihr bei der Polizei denn keine Klimaanlage?“

„Nein“, erwiderte Petzold wahrheitsgemäß. „Klimaanlagen gibt's bei uns nur für Computer.“

Als er aus dem Bus stieg, hielt der Student plötzlich inne.

„Ist noch irgendwas?“, fragte Petzold.

Aber der andere schüttelte nach kurzem Zögern den Kopf und ging, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Schilling rückte grinsend sein Gipsbein in eine angenehmere Position. „Erst jammern die Leute ein halbes Jahr rum, es sei zu kalt und zu nass und zu dunkel, und kaum scheint mal die Sonne, da meckern sie schon wieder ...“

„Der Nächste bitte.“ Petzold sah aus dem Fenster auf den hohen Brunnen aus rötlichem Sandstein, auf dem ein Mann in langem Mantel thronte und unbeirrt nach Norden in Richtung Schloss blickte.

„Herrje, so eine junge Person!“, waren die ersten Worte der vor Aufregung schwitzenden, drallen Frau. Nach Petzolds Zählung musste sie Nummer elf sein. Die Zeugin war schon im Rentenalter und verfügte über eine durchdringende Stimme, von der sie reichlich und gerne Gebrauch machte.

„Wo waren Sie, als die Frau erstochen wurde?“

„Da!“ Energisch stupste sie einen kräftigen Zeigefinger auf eine Stelle, die etwa fünfzehn Meter vom Tatort entfernt war. „Wir waren gerade aus dem Rathaus gekommen und wollten noch ein Foto machen. Schließlich und endlich geht man nicht mehr alle Tage auf eine Demonstration, nicht wahr.“

„Eine Demonstration?“

Das Gesicht der Zeugin glühte in immer hellerem Rot.

„Na ja, ist doch auch wahr. Die wollen uns schon wieder die Zuschüsse kürzen! Wir sind nämlich eine Laien-Theatergruppe für Senioren, die ‚Grauen Musen‘, haben Sie bestimmt schon mal gehört. Wir machen hauptsächlich so klassische Sachen, weil unser Regisseur, der Herr Professor Breitner, der hat früher an der PH Literatur gelehrt, also ältere Literatur, Goethe, Schiller, Heine, und vor drei Jahren, da haben wir noch zweitausendfünfhundert Euro Zuschuss gekriegt von der Stadt. Und dann waren’s auf einmal nur noch zweitausend, und dieses Jahr sollen es nur noch tausend sein. Gage verlangen wir ja gar nicht, schließlich sind wir ein Laien-Theater, aber Kulissen und Schminke und Strom und alles, das kostet doch auch, und die Stadt hat ja Geld für jeden Mückenschiss, nicht wahr. Für den Baden-Airport, für die neue Messe, die nur Verluste macht, für dieses *ECE-Center*, das die halbe Kaiserstraße in die Pleite treibt, für eine U-Bahn, die kein Mensch braucht, für alles haben sie Geld. Nur für die Kultur, für die haben sie keins, und ...“

„Sind Sie Ihre Beschwerde denn losgeworden?“; fragte Petzold freundlich, während Schilling im Hintergrund schon wieder sein eingegipstes Bein neu arrangierte.

„Zum Oberbürgermeister haben sie uns ja nicht gelassen. Der hat eine Besprechung, hat es geheißt, aber man weiß ja, was das heißt. Der Kulturbürgermeister ist in Moskau. Am Ende haben wir unser schönes Protestschreiben dann bei irgendwem vom Kulturamt abgeben dürfen. Der war zwar recht nett und hat gesagt, er hat Verständnis und will sehen, was er tun kann. Aber man weiß ja, was das heißt.“

Petzold klopfte mit seinem Kugelschreiber sachte auf den Tisch. „Und dann haben sie sich also alle vor dem Rathaus hingestellt, auf der Treppe, nehme ich an und ...“

„Es ist sogar einer von der Zeitung da gewesen. Unser Professor Breitner, der hat ja so seine Kontakte, und wir wollten natürlich, dass das in die Zeitung kommt.“ Die Zeugin begann, ein Plakat zu entrollen, das sie die ganze Zeit in den Händen geknetet hatte.

„Wir haben extra Schilder gemacht und uns Sprüche ausgedacht. Sehen Sie her, meiner ist ‚Kommerz ja bitte, Kultur nein danke‘, gut, nicht? Meine Freundin, die Liesl, die hatte ‚Karlsruhe – viel vor, keine Kultur dahinter‘. Wissen Sie, wir sind ja weiß Gott keine Querulanten, man hat ja gelernt sich einzurichten, aber was zu viel ist, beziehungsweise, zu wenig muss man hier ja sagen ...“

Petzold hob die Hände, und die Zeugin verstummte zu seiner Überraschung. „Und dann haben Sie die Frau gesehen.“

Ungerührt rollte sie ihr Plakat wieder zusammen. „Ja. Ich habe sie gesehen, wie sie hinter dem Fotografen vorbeigegangen ist. Was für eine schöne Frau, habe ich noch gedacht, so jung möchte man auch noch mal sein.“

„Und den Täter, haben Sie den auch gesehen?“

„Habe ja nicht geahnt, dass da irgendwo ein Täter ist. Wer denkt denn an so was. Später habe ich dann diesen Schrei gehört, aber da mussten wir gerade in die Kamera gucken, und der war auch gar nicht so laut, dieser Schrei. Nur ganz kurz und hoch, so spitz, und dann, wie man endlich rübergucken durfte, da haben da schon die ganzen Leute gestanden und auf den Boden geguckt, und man hat wieder nichts gesehen.“

„Sie haben also niemanden beobachtet, der der Frau gefolgt ist? Der sich vielleicht irgendwie auffällig benommen hat? Wir haben Indizien, dass er von hinten kam.“

„Indizien? Was für Indizien denn?“

„Die Messerstiche. Es sieht so aus, als wäre der erste in ihren Rücken gegangen.“

Die Frau schnaufte empört. „Auffällig? Doch, schon. Allerdings ...“ Sie verstummte und sah auf die Papierrolle, die von der Feuchtigkeit ihrer Hände langsam weich wurde.

„Allerdings?“

„Man möchte ja niemanden in Schwierigkeiten bringen. Aber es stimmt, da ist ein Mann gewesen. So um die dreißig vielleicht, und der ist wirklich so komisch hinter ihr hergeschlichen. Ich hab noch gedacht, der wird sich doch nicht etwa an die ranmachen

wollen, der arme Kerl, der hat doch nun wirklich keine Chance bei so einer Schönheit. Obwohl, die Liebe ...“

Petzold war auf einmal sehr konzentriert. „Wie hat er denn ausgesehen?“

„Was soll ich sagen. Irgendwie dunkel, mager, nicht so groß, einssiebzig vielleicht. Schwarze Haare und ziemlich komisch angezogen. Einen schwarzen Anzug hat er angehabt, wie wenn er zu einer Beerdigung gemusst hätte. Und die Frau, die war ja auch ganz in schwarz. Der Anzug ist ihm viel zu weit gewesen. Das ist alles nur so rumgeschlabbert an dem.“

„Wie weit war er hinter ihr?“

„So vier, fünf Meter. Aber ich hab die beiden wirklich nur ganz kurz gesehen, weil, dann hat der Mann von der Zeitung gerufen, wir sollen herschauen und eine ordentlich grimmige Miene ziehen. Und das haben wir dann auch gemacht, wozu sind wir schließlich ein Theater.“

Petzold sah ihr einen Augenblick nachdenklich ins Gesicht und kratzte sich mit dem Stift am Mundwinkel. Diese Frau war vielleicht die Erste, die den Täter gesehen hatte.

„Und da ist noch was ...“, sagte sie mit verlegen gesenktem Blick. „Das ist aber ... Vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Ich meine, da hat einer was gerufen, ganz kurz, bevor die Frau geschrien hat. Ich weiß nicht, ob es was damit zu tun hat. Aber es ist aus der Richtung vom Brunnen gekommen.“

„Was hat dieser Jemand gerufen? War es ein Mann oder eher eine Frau?“

„Eine Männerstimme ist es gewesen. Vielleicht war’s der im schwarzen Anzug. Larima oder Lacrima oder so ähnlich.“

„Lacrima?“

„So ähnlich hat sich das angehört.“

Inzwischen waren seit dem Mord zwei Stunden vergangen, und vor dem Bus standen die Zeugen immer noch Schlange. Petzold schwitzte erbärmlich.

„So langsam wird’s echt problematisch bei uns“, stöhnte Schilling, dem inzwischen auch zu warm wurde. „Seit Gerlach in Heidelberg ist, sind wir einfach notorisch unterbesetzt im Dezernat. Zeit, dass wir Verstärkung kriegen.“ Er reckte sich und gähnte. „Wenn ich mich daheim nicht so furchtbar langweilen würde, wärst du ja ganz allein hier. Eigentlich bin ich noch zwei Wochen krank geschrieben.“

Petzold rieb sich die Nase. „Bisher hast du außer schlaunen Sprüchen nicht viel geleistet. Du könntest mal draußen ein bisschen nach dem Rechten sehen.“

„Da draußen sind die Kollegen von der Spurensicherung. Und die sind froh, wenn ich ihnen nicht auch noch im Weg rumstehe. Und außerdem, ich leiste dir doch hier wertvolle moralische Unterstützung. Ich versuche, die Stimmung hochzuhalten. Ist das etwa nichts?“

Gähnend winkte Petzold den nächsten der geduldig wartenden Zeugen herein.

„Verzeihung.“ Eine schüchterne junge Frau sah ihn durch die Tür an. „Kann man hier vielleicht eine Anzeige machen?“

An der Hand hielt sie ein verheult dreinschauendes Kind.

„Worum geht’s denn?“, fragte Schilling zuvorkommend.

„Mein Portemonnaie. Man hat mir das Portemonnaie gestohlen. Aus der Handtasche. Ich weiß gar nicht, wann. Eben habe ich gemerkt, dass es weg ist – Nun heul doch nicht so“, sie schüttelte das Kind. „Davon wird’s auch nicht besser!“ Offensichtlich war sie selbst den Tränen nah. „Meine ganzen Papiere sind weg, und es war auch Geld drin und Kreditkarten und ...“

„Wir sind hier leider nur die Mordkommission. Gehen Sie bitte da rüber zum Polizeirevier. Die nehmen Ihre Anzeige gerne auf.“ Freundlich lächelnd wies Schilling ihr die Richtung.

„Süß, nicht?“, murmelte er und sah den beiden nach.

„Bisschen mager für meinen Geschmack.“

„Nicht die Frau, du Armleuchter“, erwiderte Schilling mit ungewohnter Wärme in der Stimme. „Das Kind meine ich.“